

Zum Grabdenkmal für André Gladès

Autor(en): **Lotter, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573688>

Nutzungsbedingungen

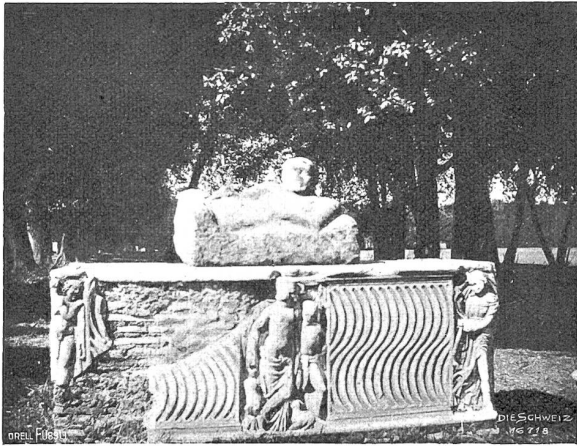
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Villa Borgheze. Römischer Sarkophag mit Deckfigur von einer etruskischen Nischenkiste (Phot. Maria Waser, Zürich).

bei den niedern Tieren vom eigentlichen Sehen etwas wesentlich Verschiedenes ist, so läßt sich trotzdem aus den Versuchen Grabers mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß gewisse augenlose Tiere, wie z. B. der Regenwurm, der auch in dekapiertem Zustand noch farbenempfindlich ist, vermittelt ihrer Haut deutlichere Farben- und Lichtwahrnehmungen erhalten als andere Tiere, die ausgebildete Augen besitzen, wie z. B. der Blutegel und verschiedene Meer- und Seetiere, die sich aber als vollständig farbenblind erwiesen.

Neben diesen erwähnten Experimenten können wir noch eine Menge anderer Tatsachen aus der Naturgeschichte heranziehen, die für einen ausgesprochenen Farbensinn bei Tieren sprechen.

In erster Linie erinnere ich an den Farbenwechsel des Chamäleons, des Frosches, gewisser Eidechsen, Plattfisch-, Schmetterlings- und Raupenarten, welche die jeweilige Farbe der Unterlage, auf der sie sich einige Zeit befinden, täuschend nachahmen können. Erblinden nun diese Tiere, so hört nach Kühne auch ihre Anpassungsfähigkeit auf; es muß daher dieser Farbenwechsel durch eine mit dem Auge in Verbindung stehende Reflexfähigkeit in Zusammenhang gebracht werden.

Ferner weiß jeder Fischer, daß speziell die Forellen zwischen den verschiedenen ihnen vorgehaltenen Fliegen genau unterscheiden können und daß die natürliche Farbe sorgfältig nachgeahmt werden muß, wenn Fliegen oder kleine Fische aus Metall zum Fischen verwendet werden.

Anderer Tiere, wie z. B. der Truthahn, der Kampfläufer, der Stier zc., können durch Vorhalten eines roten Tuches in die größte Aufregung gebracht werden.

Auch erzählt Gimmsedt, daß ein dressierter Fudel, nachdem man ihm ein rotes, grünes oder blaues Wollbündel gezeigt hat, ein ganz entsprechendes farbiges Bündel aus vielen andern richtig herausfand und es apportierte.

Von den Raben, Ekltern und Dohlen wissen wir schon längst, daß sie mit Vorliebe hellglänzende und farbige Gegenstände fressen und sie in ihre Nester tragen.

Verschiedene von unsern Ziervögeln schmücken jenen ihr neu erbautes Nestchen mit Blumen, und der Prinzenvogel verzieret seine kleine Laube mit Landmuscheln und mit schön gefärbten Beerenarten, sodaß das Ganze einen entschiedenen Geschmack nicht nur für Farben, sondern überhaupt für das Schöne bekundet.

Auch weiß jeder Gartenbesitzer, daß die Vögel die reifere, meist röttere oder gelbere Seite einer Birne oder eines Apfels sehr wohl zu unterscheiden verstehen und daß sie die roten Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren oder Erdbeeren von der weißen Art, obwohl die letztere süßer ist, bevorzugen.

Die Schmetterlinge fliegen auf die bunten Blumen, die Vögel auf die farbigen Beeren zu, und da sie dort ihre Nahrung finden, so darf angenommen werden, daß bei ihnen das Sehen der Farben mit einer angenehmen Empfindung assoziiert ist. Nicht umsonst sind die Vogelbeeren rot, die Mistelbeeren weiß, die Wacholderbeeren schwarz zc. Wie bei den insektenliebenden Blumen wirkt hier bei den zahlreichen Vögeln die Farbe der Früchte offenbar anlockend, und dadurch werden diese durch die Vögel in die entlegensten Gegenden getragen und verpflanzt. Die meisten Botaniker sind auch darüber einig, daß die Insekten und ganz besonders die Bienen eine sehr wichtige Rolle bei der Entwicklung der Blumen gespielt haben, weil sie den Blütenstaub von Blume zu Blume tragen, während bei vielen Pflanzen mit unscheinbaren Blüten der Pollen durch den Wind von Pflanze zu Pflanze getragen werden muß.

Auch im Interesse der Erhaltung des Individuums haben die Farben in der Tierwelt eine hohe Bedeutung. Wir haben gesehen, daß das Chamäleon, der Frosch zc. ihre Körperfärbung mittelst verschiedener unter der Haut befindlicher Pigmentschichten je nach der Unterlage, auf der sie sich befinden, wechseln und sich daher den Blicken ihrer Feinde entziehen können. Während also diese geschilderten Tierfarben nach Art, Vorkommen und Zweck ihren Trägern dadurch Nutzen bringen, daß sie weniger oder gar nicht gesehen werden, offenbart eine weitere Gruppe von Erscheinungen die Absicht, den Tierkörper gerade recht sichtbar zu machen und auch diese Farben haben für ihre Träger ihren Zweck, einerseits, um anzulocken, und andererseits, um abzuschrecken.

Sehen wir z. B. die prachtvoll geschmückten Vogelmännchen, seien sie Fasanen, Pfauen, Paradiesvögel, Auerhähne zc., wie sie bei den Liebesbewerbungen vor den Augen ihrer Weibchen in graziosen Reverenzen ihre herrlich gefärbten Federräder, Fächer und Kragen entfalten und in ihrem vollen Glanz spielen lassen, so müssen wir schließen, daß all die Farbenpracht auf die Bewerberinnen einen besondern Eindruck machen muß.

Auch gibt es einige tropische Vögel, von denen die Männchen mehrere hohle gefärbte Hautauswüchse auf dem Kopfe tragen, die gewöhnlich schlaff auf der Seite des Kopfes herabhängen; während der Liebesbewerbung nun werden von der Mundhöhle aus diese Hautauswüchse aufgeblasen und stehen dann senkrecht aufgerichtet auf dem Kopf. Da diese aufgeblasenen bunten Hörner nur in der Brutzeit sich voll entfalten, muß man ebenfalls annehmen, daß die Vogelweibchen an dieser Farbenpracht Gefallen finden.

Bei einigen Fisch- und Eidechsenarten, sowie beim Molch färben sich beim Männchen zur Fortpflanzungszeit Kehle, Brust und Bauch intensiv rot, blau oder grün.

Eine Erklärung für das Entstehen solcher Schmutz- und Geschlechtsfarben suchte Darwin in der „Geschlechtlichen Zuchtwahl“, d. h. einer steten Bevorzugung der schönsten Männchen durch die Weibchen, die ihre Gatten wählen, wobei die Farbenschönheit der Männchen auf die Nachkommen vererbt würde und dadurch im Laufe der Zeiten eine ständige Steigerung dieser Eigenschaften stattfände. Darwin setzt also unbedingt voraus, daß die Tiere einen ausgesprochenen Farbensinn besitzen.

(Fortsetzung folgt).

Zum Grabdenkmal für André Gladès.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Lasset diesen Schatten vorüberziehen; denn er müßte jeden haßen, der versuchen würde, ihn zu lange in den Qualen dieses Lebens zurückzuhalten - - - (Ghatepeare)

Dies sind die Worte der Inschrift, die der Turiner Bildhauer Leonardo Bistolfi auf seinem der Schriftstellerin

André Gladès gewidmeten Grabmal eingegraben hat und in deren Geiste er das kürzlich zu Genf errichtete Monument geschaffen. Und vermögen wohl andere Worte, vermag eine andere Auffassung schöner das Leben und Sterben der Verdlichenen zu charakterisieren?

Eine weibliche Gestalt, die entschwebt, alles Irdische hinter sich lassend! Auf dem müden Antlitz die Hoheit tiefempfundener seelischer Schmerzen, die sie stumm, widerstandslos getragen und von denen sie sich sanft loslöst, ein befreiendes, höheres Ziel vor Augen! Und leise wogen die Schleier ihr nach und verleihen der Gestalt den Charakter der Vision, die vorüberzieht, entschwindet und einen Streifen Licht und Helle zurückläßt . . . Aber noch scheint ein Bann über ihr zu liegen, noch kann sie sich der Freude über ihre Erlösung nicht ganz hingeben: das Leben, es fleht und bittet und sucht sie mit aller Inbrunntheit zurückzuhalten; aber mit Entschiedenheit entwindet sie sich den Armen des jungen Mannes, dem Symbol des Lebens.

Ein leiser Schauer, eine geheime Angst liegen in der Gebärde der Enteilenden!

Wohl eine ergreifende Totenklage! Trauer um ein junges Leben, Schmerz um ein verklungenes Talent! Mit der jungen weilschen Dichterin entschwand eine Seele, die durch schwerste Konflikte sich zu erhabener Größe, zu reiner Wahrheit durchgerungen. Sie besaß einen Glauben, der, frei von jedem kirchlichen Christentum, in Pflichterfüllung, in Hingebung seines Ichs eine Forderung des moralischen Empfindens, der Menschenwürde überhaupt sieht.

Denn André Gladès, Nancy Marie Vuille, die 1867 zu Neuenburg geborene, 1906 zu Genf verstorbene Schriftstellerin, war Freidenkerin aus Ueberzeugung. Ihre freie Geistesrichtung, ihr tiefes Seelenleben zeigen sich am überzeugendsten in der Novelle „Florence Monneroy“*). Es sind Erzählungen des Herzens — durch Logik der Gefühle gelöste Probleme!

Freidenkertum — Christentum, zwei verschiedene Wege! Doch Geistesverwandtschaft, erhabene Kunst vermögen sie zu vereinen. Leonardo Bistolfi weicht sein Können einem erlösenden, verklärenden Christentum. Seine wunderbaren Gebilde tragen tief religiösen Charakter. Doch auch hier, in diesem eigener Ueberzeugung fremden Problem des Todes ist spürbar des Künstlers Odem, sein Geisteswehen: stumme Klage, leiser Triumph — und der Tod nicht ein Ende, sondern Auferstehung, Erlösung, Eingehen in ewiges Licht — und ein kurzes Leben, ein kurzes Leiden!

Hedwig Lotter, Zürich.

*) Unsere Leser kennen diese psychologisch so feint gesponnene Novelle in der ersten deutschen Uebersetzung, die Nina Knoblich geliefert hat, vgl. „Die Schweiz“ X 1906, 217 ff., 229 ff., 255 ff., wo S. 219 auch das Bildnis von André Gladès.
H. v. R.

Ludwig XV. und die Marquise de Pompadour. Nachdruck verboten.

„Markgräfin“, nicht „Marquise“ müßte Herr Dr. Th. Müller-Fürer sagen, wenn er konsequent sein wollte, der „Verdeutscher“, dessen Händen der Verlag von Hupeden & Merzlyn (Berlin, Leipzig, Paris) für seine Memoirensammlung die Uebersetzung des Buches von Pierre de Nolhac, dem Direktor des Versailler Schlosses, anvertraut hat. „Marquise“ ist eines der wenigen fränkischen Wörter, die der „Verdeutscher“ seiner Uebersetzungswut hat entrinnen lassen, ob mit Wissen und Absicht, ist undeutlich. Sonst hat er es erbarungslos getrieben. Er hätte sich ruhig sagen können, daß die allfälligen Leser seines Erzeugnisses, Leute, die sich für diese charmante Kultur interessieren, mit solchen Interessen wohl auch den Rest der Bildung besitzen, die sie zur Voraussetzung haben, also doch wohl französisch und Geschmack genug besitzen, um sich soviel als möglich vom Original und seinem Parfüm vorzubehalten, zum allermindesten da, wo es sich um die graziösen, schlechtweg in ihrem Schmelz und Duft nicht wiederzugebenden Verse Voltaires und seines Milieus handelt. Ich irre mich. Wenn er sich das einen Augenblick gesagt hätte, so wäre er verloren gewesen: wie hätte er sich da des weitern Schrittes erwehren können, der Vermutung, der Uebersetzung, daß diese lieber das Buch von Nolhac selber zur Hand nehmen, das französische Buch, das vielleicht nicht das erste ist, das sie dem feinsinnigen Historiker seines Schlosses und der letzten Königin von Frankreich, des Petrarca und des Erasmus u. s. w. zu

Dank verpflichtet (Paris, Calmann Lévy). — Wo bliebe sein Handwerk?

Ein gutes Geleit aber, das ihm manche Türe öffnen mag, trägt der Band an der Stirn — in seinem glücklichen



Grabrelief für André Gladès (1867—1906) in Genf, von Leonardo Bistolfi, Turin.